Die Schatten.

Erzählung von Karl Emil Franzos.

(2. Fortsetzung.)

Dann fuhr er fort:

„So war ich, Hans, als mich der Baron seiner schönen Frau vorstellte. Ich hatte ihn zufällig kennen gelernt; zwischen unserer gräflichen Linie und den Freiherrn von Thernstein war einst einer Erbschaft wegen glühender Haß gewesen; der Haß war verschwunden, die Entfremdung geblieben. Hierzu kam noch seitens meines Geschlechtes die Mißgunst; die Freiherrn von Thernstein hatten uns allmälig an Besitz und Einfluß überflügelt; der Vater des Friedrich war Staatsminister gewesen, er selbst bekleidete ein wichtiges Hofamt und galt als Liebling des Kaisers. Nun hätte ich für mein Theil ihm allerdings seine Würden und Güter gern gegönnt, aber sein sprichwörtliches Glück bei den Frauen erregte meinen heftigsten Neid; man erzählte sich Wunderdinge von dem seltsamen, ja unwiderstehlichen Zauber, den er auf die Herzen übe, und ich mußte es immer wieder anhören, denn sein Erbgut Peruhofen lag nur drei Stunden von Marburg entfernt, und er war jährlich mehrere Male in der Stadt. „Es liegt im Blute," neckten mich meine Kameraden; „Du bist eben auch ein Thernstein, aber gegen den Baron doch nur ein Stümper. Selbst die Ehe mit dem schönsten Weibe der Erde hat ihn nicht zu zügeln vermocht; just ein Jahr hat die Zärtlichkeit gedauert, nun muß die Aermste ihre Tage einsam in Peruhofen vertrauern, während er sein Garçonleben in Wien fortsetzt." Dem war wirklich so; die beiden jungen Gatten sahen sich nur, wenn der Baron aus Wien zu kurzem Besuche aufs Schloß kam. Er ritt dann noch obendrein immer fleißig nach Marburg herüber, und bei solcher Gelegenheit lernte ich ihn kennen, in einer Abendgesellschaft bei einem Obersten. Der schöne, stolze Mann begrüßte mich in herzlichster Weise als Verwandten; mein Benehmen war anfangs förmlich genug, aber um so mehr Mühe gab er sich mit mir—aus Eitelkeit; er ertrug es nicht, wenn ihm Jemand abweisend begegnete. Und nach einer halben Stunde schwärmte ich für ihn, wie dies alle Anderen thaten —Alle, Frauen und Männer; diesem Zauberer widerstand in der That Niemand. Nur Eine vermochte dies, nur Eine haßte diesen überwältigend liebenswürdigen Mann mit aller Gluth eines starken Herzens, und diese Eine war seine Gattin, die Baronin Agnes!"

„Natürlich!" meinte Hans, „da er sie so schnöde vernachlässigte...."

„Nein," fiel ihm der General ins Wort, „daran lag es nicht! Das Gerede der Leute war auch in diesem Falle falsch und albern gewesen. Das erkannte ich sehr bald, schon am Tage nach jener ersten Begegnung. Friedrich hatte mich eingeladen, mit ihm am nächsten Morgen nach Pernhofen zu reiten, und dies war mir weiter nicht verwunderlich erschienen. Es bestätigte ja nur die allgemeine Ansicht, daß er sich sogar das kurze Beisammensein mit der Gattin durch die Ausflüge nach der Stadt abzukürzen suchte und, wenn er zurückkehren mußte, doch mindestens für einen Gast sorgte. Auch schien mir nichts verzeihlicher; wie rasch und gründlich der Liebe oft die Langeweile folgt, wußte ich ja aus eigener Erfahrung; ich glaube wirklich, ich habe dies damals für ein Naturgesetz gehalten, welches kaum eine Ausnahme zuläßt.... Aber schon das Benehmen Friedrichs auf dem Heimwege machte mich stutzen; er erzählte mir, wie er seine Gattin kennen gelernt, und seine Augen glänzten, seine Stimme zitterte vor Rührung; er hätte mir mitten in den Flitterwochen nicht anders von ihrer Schönheit, ihrem Geiste, ihrer Güte sprechen können. Fast verblüfft blickte ich ihn an; der Ton schien echt, und doch! — wenn er sie liebte, warum blieb er ihr freiwillig fern? Je näher wir dem Schlosse kamen, desto stiller wurde er; schließlich beantwortete er meine Fragen nur noch mühsam. Und als er mich endlich der Baronin vorstellte, gewahrte ich erstaunt, wie sein Antlitz bleich und roth wurde, wie ein leises Zittern seinen Körper überflog. Die Leute lügen, sagte ich mir in dieser ersten Stunde, diese Frau ist ihm nicht gleichgiltig; das ist entweder sinnlose Lieb' oder sinnloser Haß...."

Er hielt inne.

„Und was war's?" fragte Hans.

„Auch dies wußte ich bald! Liebe war's, eine unbezähmbare Leidenschaft, die sich in jedem Wort, jeder Bewegung verrieth und um Erhörung, um Erbarmen flehte. Ja! um Erbarmen! Dieser Mann hatte ohne Mühe die sprödesten Herzen bezwungen; von seinem angetrauten Weibe vermochte er sich keinen freundlichen Blick zu verdienen, und als er darum bettelte, demüthig, wie ein Knecht von einer Königin eine Gabe erbettelt, blieb auch dies vergeblich!.... Dieses schöne Weib — das herrlichste, Hans, welches meine Augen je haben schauen dürfen—behandelte ihren Gatten mit einer Verachtung, die nicht zu schildern ist. Sie begegnete ihm nicht etwa mit höhnischen Worten; sie erfüllte alle Pflichten formeller Höflichkeit mit peinlichster Sorgfalt, aber in ihrem Blick, wenn er dem seinen begegnen mußte, lag ein Ausdruck, der mich fast entsetzte; so kann nur der tiefste Abscheu blicken. Sie zitterte, wenn sie ihm die Hand reichen mußte, es kostete sie sichtlich die schwerste Ueberwindung, als wäre sie etwa genöthigt, eine ekle Kröte zu berühren. Noch heute erinnere ich mich deutlich, wie mich allmälig bei diesem ersten Zusammensein mit dem schönen Weibe ein Gefühl überkam, welches mir bis dahin fremd geblieben war, ein Gefühl tiefer Beängstigung; mir war's, als blickte ich in einen bodenlosen Abgrund hinab....

Die seltsamsten Vermuthungen zuckten mir durchs Hirn, sogar auf Wahnsinn rieth ich. Aber dagegen sprach ja die ruhige Klarheit ihrer Züge, ihres Blicks, der überlegene Geist, den sie im Gespräch entwickelte, die stille, sichere Art, mit der sie ihre Umgebung beherrschte. Mich behandelte sie mit derselben eisigen Höflichkeit, wie die andern Menschen um sie her — — aber wie liebreich diese Augen leuchten, welche süßen Worte diese Lippen stammeln konnten, wurde ich inne, als wir im Park ihrem Söhnchen Georg mit seiner Wärterin begegneten. Der Knabe war damals zweijährig und versprach dem Vater sehr ähnlich zu werden. Dieses Weib hat ein Herz, dachte ich, als sie das Kind an sich preßte und sein Köpfchen mit Küssen bedeckte. Aber im selben Augenblick übermannte mich auch jenes unheimliche Gefühl wieder lebhafter, als zuvor: Friedrich hatte es gewagt, die Locken des Kindes zu streicheln, aber er zog die Hand erbleichend zurück, als ihn die Baronin anblickte—mit einem Ausdruck, als müßte seine Berührung das Kind vergiften, als wäre sie entschlossen, ihn lieber zu erwürgen, als diese Berührung noch einmal zu dulden. Und es war doch sein eigen Fleisch und Blut! — gewiß, hier waltete ein trauriges, unseliges Geheimniß!....

Als ich am Abend jenes Tages nach Marburg heimritt, da war mir klar, daß nicht der Baron seine Gattin nach Pernhofen verbannt hatte, sondern sie ihn an den Wiener Hof; daß dieser beneidete, verwöhnte Mann in seinem Hause geduldig eine Behandlung hinnahm, gegen die sich der Geringste aufgelehnt hätte. Aber noch mehr wußte ich schon nach dieser ersten Begegnung: daß ich dies stolze, düstere Weib begehrte, wie nie ein anderes, und daß nur der Mann auf ein freundliches Lächeln dieser Lippen rechnen dürfe, der sich als Todfeind ihres Gatten erwiesen habe...."

„Und woher rührte dieser Haß?" rief Hans.

„Er war begründet," erwiderte der Graf. „Friedrich war kein Teufel, er war—wenigstens damals noch—nur ein schwacher, eitler, haltloser Mensch, aber in dieser Schwäche und Eitelkeit hatte er an diesem armen Weibe einen Schurkenstreich begangen, wie ihn der leibhaftige Teufel nicht schlimmer hätte ausbrüten können.... Du weißt, unser Hof war zu Anfang dieses Jahrhunderts die Zufluchtsstätte für alle Dynastien, welchen Napoleon den Thron geraubt hatte; einige, die bei dem Wiener Congresse leer ausgegangen waren, blieben für immer bei uns; die Prinzen traten in die österreichische Armee, die Prinzessinnen wurden an den Hof gezogen, und Kaiser Franz hielt streng darauf, daß ihnen die Stellung zu Theil wurde, auf welche sie durch ihre Geburt Anspruch machen durften. Eine dieser Fürstinnen, eine Dame von edelster Abkunft, aber geringer Schönheit, war unvermählt geblieben und faßte erst in vorgerückten Jahren eine heftige Leidenschaft für den hübschesten Kavalier des Hofes, für Friedrich von Thernstein. Der junge Freiherr war anfangs wenig von dieser unverhofften Huld erbaut, bald aber schmeichelte es seiner Eitelkeit, der Angebetete einer wirklichen „Königlichen Hoheit" zu sein, und er suchte die übergroße Neigung, die ihm entgegengebracht wurde, nach Kräften zu erwidern.

Die Liebenden durften sich nur in größter Heimlichkeit sehen; Kaiser Franz, der sittenstrenge Mann, verstand in solchen Dingen keinen Scherz. Die arme, unhübsche, ältliche Prinzeß, eine leidenschaftliche Dame von echt romanischem Blu und Temperament, durchlitt wahre Folterqualen der Eifersucht, und um mindestens das Schlimmste, eine Vermählung des Geliebten zu verhüten, bewog sie Friedrich, sich in tiefster Heimlichkeit mit ihr trauen zu lassen. Aber trotz aller Vorsicht war doch ein dunkles Gerücht hiervon ruchbar geworden; das Benehmen der Prinzessin, welche bei Hoffesten ihren Augen nicht gebieten konnte, wenn auch ihr Mund schwieg, bestärkte den Verdacht; nur die Krankheit des Kaisers bewahrte die Beiden vor seinem strengen Gerichte. Nachdem Franz gestorben war, schien die Gefahr vorüber; Kaiser Ferdinand hatte geringe Lust, sich um anderer Leute Herzenssachen zu kümmern, und Friedrich war obendrein sein Liebling. Aber just dies stachelte den Neid; ein hoher Kirchenfürst nahm die Affaire in die Hand, und bald trat dieselbe in so bestimmter Form an den Kaiser heran, daß er sich mit ihr beschäftigen mußte.

Er befragte Friedrich, und dieser gab sein Ehrenwort, daß jenes Gerücht durchaus erlogen sei. Der gute, kindliche Monarch war vollständig überzeugt, nicht so die Anderen, der Verdacht tauchte immer wieder auf, und der Kaiser verfiel in seiner schlichten Denkweise eines Tages selbst auf das beste Mittel, welches das Gegentheil beweisen konnte: „Mein lieber Baron," sagte er ihm, „wann Sie wirklich noch nöt verheirath't sein, so nehmen's Ihnen halt eine Frau und zwar bald!"—und wiederholte dies von da ab unablässig bei jeder Begegnung, mit größter Hartnäckigkeit. Der schwache Mann rang einen bitteren Kampf; er wußte, daß dieser gütige Fürst Alles verzeihe, nur eine Lüge nicht; er wußte, daß sich der Verdacht, einmal geweckt, schwerlich wieder werde ausmerzen lassen — sein Verhältniß zum Kaiser, sein Hofamt, seine Zukunft standen auf dem Spiele.... Der Priester, der ihn getraut, war todt, ein Verrath seitens der Prinzessin nicht zu befürchten, da sie hierdurch ihre eigene Stellung vernichtet hätte—er hatte nur die Stimme des eigenen Gewissens zu befragen, und dieses sprach nicht laut genug. Aber noch ein anderer Grund ließ ihn der Versuchung unterliegen: er wußte sich von einem der schönsten und edelsten Mädchen des Wiener Adels geliebt, von der Comtesse Agnes von Sternegg, und er erwiderte dieses Gefühl und sehnte sich nach ihrem Besitze. Eine stärkere und bessere Natur hätte vielleicht gerade diese Liebe als unzerreißbare Fessel gegen jenen verbrecherischen Schritt empfunden, ihm war sie ein Sporn mehr. Er kannte den Werth dieses Mädchens, er liebte es, und führte es doch wissentlich einem Schicksale entgegen, welches an sich und für sein eigenes Empfinden fürchterlich sein mußte, selbst wenn der Zufall oder die Rache der Verrathenen die Wahrheit niemals ans Licht bringen sollte....

Das herrliche Mädchen gab ihm mit Freuden sein Jawort, die Prinzessin schwieg, die Vermählung wurde gefeiert und binnen Jahresfrist konnten sich die jungen Gatten auch an der Geburt eines Stammhalters erfreuen. Das schöne Paar galt als grenzenlos glücklich und war es auch; Friedrich hatte nichts weiter zu wünschen, als daß ihm Alles, was er besaß, erhalten bleibe, und wenn sich zuweilen sein Gewissen regte, dann suchte er es durch Gebete und fromme Schenkungen zu betäuben....Der Thor! — er wußte nicht, daß keine Macht der Erde und des Himmels, daß sogar nicht die Erbarmung eines barmherzigen Gottes die Schatten tilgen kann, welche die eigene That auf unser späteres Leben wirft! Er wußte es nicht, aber er sollte es erfahren, wie es jeder Mensch einmal erfährt—Du, ich, wir Alle!...."

„Die Prinzessin klagte ihn beim Kaiser an?" fragte Hans.

„Nein, sie wählte ein anderes Mittel, welches ihr eigenes Geheimniß wahrte und ihn doch einem härteren Schicksale auslieferte, als ihm vielleicht die öffentliche Anklage hätte bereiten können, ein Mittel, wie es nur das Hirn eines maßlos gedemüthigten Weibes hat aussinnen können....

Während Friedrich seinen kaiserlichen Herrn auf einer Reise durch Ungarn begleitete, erschien sie eines Tages bei seiner Gemahlin. Agnes empfing den vornehmen Besuch mit neugierigem Mitleid, jenes dunkle Gerücht war zu ihr in die Ferne gedrungen, daß die Prinzessin einst für Friedrich eine aufdringliche, unerwiderte Liebe gehegt — was wollte die Verschmähte nun bei seiner glücklichen Gattin? Aber die Fürstin benahm sich weder verlegen, noch gereizt; ihre Stimme klang ruhig und fest, als sie der Baronin sagte: „Ich komme zu Ihnen, weil Sie meine natürliche Bundesgenossin sind. Derselbe Schurke hat Sie und mich betrogen und unser Beider Glück vernichtet. Ich habe Alles, was in meiner Kraft stand, gethan, um uns vor diesem Schicksal zu bewahren; ich habe gewarnt, ich habe gefleht, ich habe gedroht; nur Eins konnte ich nicht thun: ich konnte nicht zu meinem Elend auch noch die Schmach fügen, und darauf hat der Schurke gebaut und sein verruchtes Werk vollbracht. Da Gott mit seinem Strafgerichte zögert, hat er uns, mir und Ihnen, schweigend selbst die Rache befohlen, aber die Hilfe der Welt dürfen wir dazu nicht anrufen. Ich darf es nicht aus Rücksicht auf die Ehre meines Hauses; Sie dürfen es nicht aus Sorge um die eigene Zukunft und noch mehr um die Zukunft Ihres armen Knaben. Unsere eigene Kraft muß genügen, und sie genügt, wenn Sie so sind, wie man Sie mir geschildert hat. Sie sind, sagt man, eine energische Natur; wer grenzenlos lieben kann, wird auch grenzenlos hassen können; wer einen Mann maßlos glücklich machen kann, wird auch mächtig genug sein, ihn maßlos elend zu machen. Und darum — nehmen Sie dieses Dokument; es überliefert den Baron Friedrich von Thernstein, den Sie bisher als Ihren rechtmäßigen Gatten betrachtet, Ihrem Gerichte!" Sie reichte ihr den Trauschein. Die Baronin las die wenigen Zeilen, welche ihr Glück, ihre Ehre, die unbescholtene Herkunft ihres Kindes vernichteten, sie las sie mit Entsetzen, ihr Hirn wirbelte, ihre Sinne drohten sich zu verwirren, dann aber raffte sie sich gewaltsam auf. Sollte sie diesem Papier mehr glauben, als Allem, was bisher ihr Heiligstes gewesen?....„Das ist eine Fälschung!" rief sie. „Die elende Rache eines verschmähten Weibes!"

Die Prinzessin verzog keine Miene. „Beschimpfen Sie mich, so viel Ihnen beliebt," sagte sie kalt, „jedes Ihrer Worte erleichtert die Last auf meinem Herzen. Es ist mir bitter gewesen, Sie, die Schuldlose, in dies Furchtbare hineinzerren zu müssen; je mehr Sie sich an mir versündigen, desto ruhiger wird mein Gewissen!"—„Ich werde meinen Gatten befragen," rief Agnes, „und dann, — weh' Ihnen!"—„Fragen Sie ihn!" erwiderte die Prinzessin, „und dann—weh' ihm!" Ich sehe, man hat mich nicht über Sie getäuscht, und darum bin ich ruhig. Ihm wird seine Strafe werden! Den Trauschein lasse ich Ihnen; für mich hat er von dieser Stunde ab nur noch den Werth, ihn in Ihrer Hand zu wissen!" Sie legte das Document auf den Tisch und ging.

Agnes blieb allein; nochmals und immer wieder las sie die verhängnißvollen Zeilen, dann war ihr Entschluß gefaßt. Sie fühlte, daß sie diesen Zweifel auch nicht eine Stunde länger, als unbedingt nöthig, ertragen könne; sie ordnete das Nöthige und trat am Abend desselben Tages die Reise zu ihrem Gatten an. Eine Woche später hatte sie ihn in Debreczin erreicht; er erschrak, als er sie erblickte, erschrak tödtlich; die Qual der wenigen Tage hatte sie bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Sie duldete seine Fragen, seine Küsse, ohne sie zu erwidern; erst als sie einander ohne Zeugen gegenüberstanden, zog sie den Schein hervor. Seine fahle Blässe, das Zittern seiner Hand, als er die Zeilen überflog, schienen ihr die Frage, ihm die Antwort zu ersparen.

Aber sie begnügte sich mit diesen stummen Zeichen nicht. „Sprich!" schrie sie auf und faßte seinen Arm. Er sank zu ihren Füßen nieder. „Verzeih!" stammelte er. Da erst brach sie ohnmächtig zusammen, und als sie wieder die Augen aufschlug, war ihr Bewußtsein getrübt. Man fürchtete für ihre Vernunft, für ihr Leben; aber die starke Natur überwand das hitzige Fieber. Sie genas und—die Strafe Friedrichs begann. Und wahrlich, es war eine Strafe, die dem Verbrechen entsprach. Ihm blieb sein Amt und die Achtung der Gesellschaft; selbst die Verbannung seiner Gattin nach dem einsamen Schlosse wurde von der Welt in einer Art erklärt, welche dem eitlen Menschen nur schmeichelhaft sein konnte, und dennoch sagt kein Wort, was er litt. Er hatte die abgöttische Liebe seines Weibes nicht mit gleicher Gluth erwidert, aber es lag in seinem Wesen, daß er sie von der Stunde ab, da sie ihn haßte und verachtete, mit wahnwitziger Leidenschaft umwarb.

Immer wieder trieb es ihn nach Pernhofen zurück, und war er dort, dann vermochte er doch ihren Blick nicht zuertragen und suchte sich in Marburg Zerstreuung und Vergessen. Sogar sein Bestreben, Gäste nach dem Schlosse zu ziehen, erklärte sich aus seiner Leidenschaft; das Beisein Fremder gewährte ihm doch mindestens die Möglichkeit, Agnes zu sehen, den Klang ihrer Stimme zu vernehmen...."

„Armes Weib!" murmelte Hans.

Der Graf nickte ihm zu und starrte dann lange schweigend zu Boden.

„Der Alte hat Recht!" flüsterte er nach einer Weile, als hätte er die Anwesenheit des Dieners vergessen. „Nicht er war zu bedauern, sondern sie, er büßte, was er verschuldet hatte; sie war rein— und doch! was war sein Leid gegen das ihre!.. Sie war nicht blos die schönste Frau, der ich je begegnet, sondern auch die unglücklichste. Es hätte einen Stein erbarmen können; mein Herz war härter, als der Stein! Und so ist sie durch mich nur noch unglücklicher geworden. Es gibt kein Wesen auf Erden, an welchem ich schlimmer gehandelt, als an ihr, und dieses Vergehen ist mein größtes.."

Er verstummte, dann richtete sich auf und trat an's Fenster.

„Und wie erfuhren Sie das Geheimniß?" fragte Hans. „Doch nicht von ihr selbst?"

„Ja — von ihr, aber erst nach langen Monaten.... Ich habe Dir gesagt, wie mir zu Muthe war, als ich an jenem Abend von Pernhofen heimritt; wenn mir je der Besitz eines Weibes als höchstes Glück erschienen, so war es damals. Wer den Zweck will, sagte ich mir, darf die Mittel nicht scheuen. Daß bei diesem herben, düsteren Gemüthe kein gemeiner Lockruf verfangen würde, wußte ich. Es galt, ihr Vertrauen zu gewinnen, ihr als Bundesgenosse gegen den Gatten unentbehrlich zu werden....

Friedrich hatte mich beim Scheiden eingeladen, recht bald wiederzukehren, sie hat dies mit leisem Kopfnicken begleitet; es fiel vielleicht beiden nicht ein, daß ich die Worte ernst nehmen könnte, mir aber gaben sie das erwünschte Recht. Ich kam zum zweiten Male, als Friedrich noch auf dem Schlosse war, er empfing mich freundlich, sie mit kalter Förmlichkeit, aber ich spielte meine Rolle gut, und darum empfing sie mich auch zum dritten Male, nachdem er schon nach Wien zurückgekehrt war. Von da ab ritt ich allwöchentlich einmal hinüber; sie litt es anfangs nicht ungern, weil sie in ihrer Einsamkeit den Verkehr mit Menschen denn doch schmerzlich entbehrte; später kam ich ihr immer erwünschter, weil ich mich ihrer Denkweise anzuschmiegen wußte, weil ich ihr nach meinem Benehmen, meinen Worten nichts sein wollte, als ein ernster, ehrfurchtsvoller, theilnehmender Freund. „Das ist der richtige Weg," wiederholte ich mir zur Ermuthigung immer wieder, denn es währte lange, sehr lange, bis ich ihr Vertrauen gewonnen hatte; kaum weiß ich selbst, wie ich wilder, ungezügelter Mensch so viel Geduld und Selbstverleugnung habe üben können. Und als sie mir endlich vertraute, als sie wußte, daß ich ihren Haß theilte, da bedurfte es doch noch fast übermenschlicher Ausdauer, ihr endlich jenes Geheimniß auf die Lippen zu locken. Ja, Hans, es war ein schweres Stück Arbeit, aber ich sparte keine Mühe, denn ich ahnte ja, daß sich hier Furchtbares verberge, und mein Instinkt sagte mir, daß mit dem Geständniß ihr innerer Halt zusammenbrechen müsse....

Endlich war es mir gelungen; ihr Herz dürstete nach dem Troste, den uns das selbstlose Mitgefühl eines anderen Herzens zu gewähren vermag, und in dieser Sehnsucht enthüllte sie mir ihren Jammer. Es war Schlimmeres, als ich erwartet; ich empfand Mitleid mit ihr, Haß gegen ihn — aber stärker als diese Empfindungen war mein Jubel, der Jubel des Jägers, der das Reh endlich überlistet hat. „Nun wird sie mein!" jauchzte ich, aber ich sollte zu früh triumphirt haben...."

„Der Baron trat dazwischen?"

„Ja, aber nicht daran lag's......: Meine häufigen Besuche auf dem Schlosse waren, so vorsichtig ich sie zu hehlen suchte, nicht unbemerkt geblieben, und die Leute waren natürlich mit ihrem Urtheil rasch fertig: die schöne, von ihrem Gatten vernachlässigte Frau und der junge, schlimm berufene Officier — was Anderes konnte sie an einander fesseln, als sündige Leidenschaft?! Und ebenso natürlich war's, daß sich brave Leute fanden, die dem Baron anonyme Briefe schrieben. Er eilte herbei, aber was sollte er beginnen? Selten mag ein Mann in gleich peinlicher Lage gewesen sein. Denn so sehr ihn auch die eigene verschmähte Leidenschaft zum Mißtrauen stacheln mochte, er kannte diese Frau, er wagte es nicht, ihr eine leichtfertige Beziehung zuzumuthen. Und war etwa sein Verdacht dennoch begründet, wie durfte er es wagen, ihr mit einem Worte des Vorwurfs, des Zornes zu nahen?— wie konnte er von dem Weibe, dem er die schlimmste Schmach angethan, dessen Ehre er in den Staub getreten, Rücksicht für seine Ehre fordern?!....

So richtete sich all sein blinder, wüthiger Haß gegen mich. Aber was konnte er mir anhaben? Er konnte mich fordern, oder durch das Verbot, ferner sein Haus zu betreten, eine Forderung meinerseits erzwingen, doch was war damit erreicht? Er kannte meinen Ruf als Schütze; er wußte, es sei Zehn gegen Eins zu wetten, daß er im Duell fallen werde. Und dann war das Hinderniß zwischen mir und ihr beseitigt; liebte sie mich wirklich, so durfte sie mir dann in Ehren angehören...: Diese ohnmächtige Wuth mußte ihn wohl dem Wahnwitz nahe bringen, besonders da er mir gegenüber nach wie vor Freundlichkeit heucheln, ja mich sogar in sein Haus laden mußte, um das Gerede der Leute zum Schweigen zu bringen, um unsern Verkehr überwachen zu können.... Ich gestehe, daß mich in jenen Tagen zuweilen eine Art Mitleid mit ihm erfaßte — was immer der Mann gethan, er büßte es. Aber er selbst sorgte dafür, daß dies Mitleid in Verachtung umschlug. Mann gegen Mann konnte er nicht an mich heran; er wagte es nicht, mir ans Leben zu greifen, so griff er mir denn an die Ehre...."

„Er verleumdete Sie?"

„O nein! Ein so einfaches Mittel verschmähte der kluge Mann. Er setzte ein Bubenstück in Szene, nur etwas geringer, als jenes, welches er gegen seine Gattin verübt hatte.... Ich war zum Remonten-Kauf nach Pettau abgeordnet worden und hatte vom Obersten zu diesem Zwecke zehntausend Gulden erhalten. Am Vorabend des Markttages, als ich mich eben in meinem Gasthofzimmer zur Ruhe begeben wollte, ward an meine Thür geklopft; es war der Baron. „Graf Dietrich," begann er, sichtlich in größter Erregung, „Sie hat der Himmel zu meiner Rettung hierhergeführt! Hören und helfen Sie: Ich war heute in Steinhof, eine Viertelstunde von hier, bei Graf Stubenberg zu Gaste, nach Tisch wurde ein kleines Jeu arrangirt — lauter fremde Gesichter, auch den Grafen kenne ich nicht näher — ich gewinne zuerst und verliere dann rapid, an achttausend Gulden. Ich gebe mein Ehrenwort, das Geld bis morgen früh zu zahlen und eilte hierher; der Apotheker des Ortes kennt mich, ich denke, der Mann kann mir die kleine Summe für vier Tage beschaffen, bis ich das Geld aus Wien beziehe. Es ist ihm unmöglich, er hat es nicht flüssig; einige andere Spießbürger, an die er sich für mich gewendet, sind gleichfalls nicht bei Kasse— kurz, Graf, ich war in tödtlicher Verlegenheit, ein Wortbruch gegenüber fremden Leuten ist kein Spaß, und nun gar in Geldsachen! Da sehe ich Ihren Burschen vor dem Thore des Gasthofs, erfahre, daß Sie hier sind, und athme auf. Sie haben ohne Zweifel eine größere Summe zum Pferdekauf erhalten; vielleicht schon morgen, spätestens aber binnen zwei Tagen stelle ich Ihnen das Geld zurück; es wird Ihnen ein Leichtes sein, den Kauf bis dahin zu verzögern, oder die Verkäufer zu vertrösten!"—„Dies darf ich ja nicht!" erwiderte ich befremdet. „Es ist dienstlich anvertrautes Geld!" Und dabei blieb ich auch, wie sehr er bat und flehte, und je dringlicher er wurde, desto bedenklicher kam mir sein Benehmen vor. Endlich stürzte er unwillig ab, ich lege mich zu Bette....

Gegen ein Uhr Nachts klopfte es abermals an meine Thüre, es war der Rittmeister meiner Eskadron. „Herr Lieutenant," befahl er, „ich ersuche Sie im Auftrage des Obersten, mir den Ihnen anvertrauten Betrag von zehntausend Gulden sofort zuzuzählen." Schweigend griff ich zur Tasche und zählte die Noten vor ihm hin. Sein ehrliches Gesicht erhellte sich. „Gottlob!" rief er, „so sind wir denn nur durch eine schurkische Denunciation grundlos erschreckt worden!" Er reichte mir einen Brief, in welchem der Oberst benachrichtigt wurde, daß ich das Geld in Macao verspielt. Die Anzeige war anonym mit unverstellter Handschrift geschrieben, die Hand Friedrichs war es nicht, aber daß er es gewesen, der die Schurkerei angezettelt, zweifelte ich gleichwohl keinen Augenblick. Mein Verdacht wurde zur Gewißheit, als ich später in Erfahrung brachte, daß er nicht einmal beim Grafen Stubenberg gewesen, sondern direkt von Pernhofen zu mir geritten. So groß jedoch auch meine Entrüstung war, ich dämmte sie zurück; der Schurke war einer Forderung unwerth, und selbst wenn ich ihn dieser Ehre würdigte und über den Haufen schoß, so war mir doch die Baronin höchst wahrscheinlich für immer verloren. Sollten nicht alle meine Mühen vergeblich sein, so durften sich unsere Beziehungen nach außen hin nicht ändern, und ich mußte gegen Jedermann schweigen, auch gegen ihn.

Nur der Baronin erzählte ich's, nachdem er wieder nach Wien abgereist war. „Sie haben Recht," sagte sie, als ich ihr das Blatt vorwies, „es ist die Schrift seines Kammerdieners!" Sie sagte es ruhig, aber dann stürzten ihr die Thränen aus den Augen, die ersten Thränen, die ich sie weinen sah—oh! wie schön sie war in diesem schmerzlichen Zorn! Da konnte ich mich nicht mehr an mich halten, ich stürzte ihr zu Füßen und gestand ihr meine Leidenschaft. Sie trat zurück und starrte mich verwirrt an. „Sie lieben mich?" stammelte sie.... „Sie lieben mich?" wiederholte sie langgedehnt, mit dumpfer, tonloser Stimme. Ich bedeckte ihre Hand mit Küssen; ich hielt es für klug, vorläufig nur diese Sprache zu führen. „Warum dann die Heuchelei?" schrie sie auf, „wozu das Gerede von selbstlosem Mitgefühl, von einer Freundschaft, die nichts wünscht, als mein Glück!"—„Fordern Sie nicht," rief ich, „daß ich meine Empfindungen ausdeute und erkläre! Ich weiß in diesem Augenblicke nur Eines: daß mein Leben, mein Wille Ihnen gehört und Alles, was ich bin und kann!" Sie begann heftig zu weinen, anders als bisher; es schien, als wollte sich die harte Rinde lösen, welche die Verbitterung um ihr Herz gelegt. „Gehen Sie," sagte sie endlich leise, ich werde Ihnen schreiben!" Und als ich zögerte, wiederholte sie bringender: „Gehen Sie, mein Freund! Ich zürne Ihnen nicht! Ueberdenken Sie, was ich Ihnen schreiben werde, und rathen Sie mir dann — ich bedarf des Rathes, der Hilfe so sehr!"....Ich ging...., „Endlich!" jauchzte ich, ich dachte nicht an ihr Weh, ich dachte nur an mein Glück."

Er holte tief Athem, es zuckte um seine Lippen.

„Ich habe nun zu erzählen, was mein größtes Verbrechen auf Erden gewesen ist.... Am nächsten Tag erhielt ich ihren Brief. Ich glaube, er hätte den Teufel selbst rühren können, ich las ihn kaltblütig, wie etwa ein Heerführer die aufgefangene Korrespondenz des Feindes, um darnach seinen weiteren Feldzugsplan zu bestimmen. In Worten, so ergreifend, wie sie nur die größte Seelennoth einzugeben vermag, klagte sie ihren Jammer und flehte mich an, ihr diese Fesseln abstreifen zu helfen. Es gebe nur einen Weg hierzu, aber sie wage ihn ohne Ermuthigung und Hilfe eines Freundes nicht zu betreten. Sie wollte nach Wien eilen und dem Kaiser das Verbrechen Friedrichs enthüllen. Das gütige Herz des Fürsten, der Scharfsinn Metternichs würden dann sicherlich den rechten Ausweg finden, um nur den Frevler zu bestrafen, ohne daß zugleich die Schmach der Welt sie und ihr Kind treffe. Ihr bisheriges Loos vermöge sie nicht zu ertragen — „und seit gestern vollends nicht mehr!.... Fordern Sie nicht von mir," schrieb sie, „daß ich mehr sage; die arme Gefangene hat ja keinen freien Willen; sie hat nicht einmal das Recht, auszusprechen, was ihr das Herz gebietet!".... Sie werde thun, was ich ihr rathen würde, schloß sie, mir vertraue sie!"

„Und Sie?!" rief Hans.

„Und ich! — ich war vor Allem entschlossen, sie von diesem Plane abzubringen! Daß es wirklich der einzig mögliche Weg zu ihrer Rettung sei, bezweifelte auch ich nicht. Im Augenblicke der Enthüllung waren sie und ihr Knabe des Mitgefühls der Menschen sicher. Sie war frei, weil ja dann diese zweite Ehe Friedrichs als ungiltig erklärt werden mußte, und trotzdem fand sich dann gewiß ein Ausweg, um dem Knaben gleichwohl den Anspruch auf Namen und Besitz des Vaters zu sichern. Aber dies paßte schlecht zu meinen Wünschen; ich wollte ja nicht die Befreite zu meinem Weibe machen, sondern die Gefesselte bethören! Darnach richtete ich meine Antwort ein. Im Tone schmerzlichsten Bedauerns, wie von Mitgefühl übermannt, zählte ich auf, was ich an Scheingründen gegen ihre Absicht auszusinnen wußte. „Sie vergessen," schrieb ich, „die Strenge des Gesetzes, welche auch der Kaiser nicht mildern kann, die Macht der Prinzessin, die Alles aufbieten wird, um sich an Ihnen und Ihrem Kinde für den Verrath des Geheimnisses zu rächen. Auch Friedrich ist zu fürchten; der Elende wird kein Mittel verschmähen, um sich zu retten, oder doch, um Sie mit in sein Verderben zu ziehen; er wird ohne Zweifel zu seiner Entlastung die Lüge vorbringen, daß Sie von je seine Mitwisserin gewesen, und ein Gegenbeweis wird nur durch Ihre Aussage möglich sein, welche in diesem Falle, da Sie als seine Mitschuldige angeklagt werden müßten, vielleicht wenig gelten wird. Aber auch hiervon abgesehen und im besten Falle können Sie durch die öffentliche Anklage nur Eines erzielen: Ihre Freiheit, das Loos Ihres Kindes jedoch ist dann besiegelt.... Dies meine Ueberzeugung," schloß ich, „nach bestem Wissen und Gewissen! Wäre meine Liebe zu Ihnen eine tolle, selbstsüchtige Leidenschaft, ich würde Sie in Ihrem Plane bestärken. Denn Sie werden dann jedenfalls frei, und ich vermag um Ihre Hand zu werben. Aber ich kenne Ihr Herz, ich kenne Ihre Liebe zu Ihrem Kinde und weiß, daß Sie es nie überwinden könnten, sich um den Preis seiner Zukunft die Freiheit erkauft zu haben. Vor diesem schlimmeren Elend will ich Sie bewahren, und darum sage ich Ihnen hiermit blutenden Herzens Lebewohl auf immer! Uns bleibt auch ferner nur der Trost, daß unsere Herzen verbunden bleiben in schmerzlichem Mitgefühl für einander und im Haß gegen jenen Elenden; in Liebe vereint zu sein, verwehrt uns das Geschick!".... Den Brief sandte ich ab und harrte ruhig, ich wußte, wie die Antwort lauten würde."

Der alte Mann machte eine Geberde des Abscheus und wandte sich ab.

Der Graf bemerkte es.

„Ja, Hans," sagte er, „so genau hast vielleicht selbst Du mich bisher nicht gekannt!....Ich hatte mich nicht verrechnet; der Brief that seine Wirkung, er steigerte ihre Neigung zu mir, ihren Haß gegen Friedrich. „Sie haben Recht," schrieb sie, „in Allem und Jedem, und ich danke Ihnen, so schmerzlich mich Ihre Worte getroffen haben. Aber was mir auch dieser Schurke geraubt hat, den einzigen Trost, der mir geblieben ist, einen theilnehmenden Freund zu besitzen, will ich mir nicht nehmen lassen! Ihr Brief beweist den Adel Ihres Herzens; der Mann, der dies geschrieben hat, verdient mein Vertrauen. Sie werden es nicht mißdeuten, nicht mißbrauchen, wenn ich Sie bitte, mich auch fernerhin zu besuchen. Hierfür bürgt mir Ihre Ehre, Ihr Herz!" Die edle, keusche, unglückliche Frau meinte es sicherlich buchstäblich so, wie sie schrieb; sie vergaß nur, daß sich Geschehenes nicht ungeschehen machen, Ausgesprochenes nicht zurücknehmen läßt; daß wir beim besten Willen meinerseits nicht mehr unbefangen verkehren konnten. Und nun war mein Wille zudem der denkbar schlimmste! Mein Plan war vorgezeichnet; ich mußte ihren Haß, ihren Rachedurst bis zum Wahnsinn entflammen. Und so blieben meine Reden bei aller Leidenschaftlichkeit des Ausdrucks schlau und wohlberechnet, als ich ihr bewies, daß sie sich an dem Manne, der sie tödtlich beleidigt und doch glühend liebte, nur dadurch rächen könne, indem auch sie jenen Bund nicht heilig erachte. Es gelang mir auch dies, Hans, und dies ist wohl mein schlimmster Frevel auf Erden; ich zerbrach diesem unglückseligen Weibe aus niederstem Egoismus ihren einzigen Stab im Elend, die Selbstachtung, und diesen Frevel will ich sühnen, indem ich ihren Sohn beglücke. Denn so fühle ich mich als ihr Schuldner, obwohl sie selbst ihr redliches, ihr vollgemessenes Theil dazu gethan hat, um die Rechnung zwischen uns auszugleichen —"

„Wie?!" rief der Alte erstaunt. „Dieser Engel —"

„Wurde zum Dämon, nachdem er gefallen, — es ist im Grunde nur dieselbe alte Geschichte, die sich immer neu begiebt. Aber verwunderlich war es diesmal doch, weil es so bald, so plötzlich, so überraschend kam. Von dem Augenblick, da ich ihre Lippen berührt, zerriß der Schleier vor ihren Augen, sie durchschaute mich und mein Spiel, und ich bin überzeugt, sie hat mich von der Stunde ab, da sie mein wurde, nicht minder gehaßt als ihren Gatten, vielleicht, wenn dies überhaupt denkbar wäre, noch mehr ....Damals freilich ahnte ich es nicht, und als ich drei Male vergeblich in Pernhofen gewesen und stets denselben Bescheid erhalten, die Baronin sei durch ein Unwohlsein ihres Knaben verhindert, mich zu empfangen, da nahm ich dies gläubig auf und machte mir weiter keine Gedanken hierüber; ich wußte ja, welch' zärtliche Mutter sie war....

„Etwa zwei Wochen mochten so vergangen sein — es war im Oktober, ein kalter, regnerischer Späterbstag —, da erhielt ich des Nachmittags ein Billet von ihr: „Ich erwarte Sie heute, Schlag 8 Uhr, im Gartenhäuschen am rothen Thor!" Die Einladung an sich befremdete mich natürlich nicht, wohl aber Zeit und Ort; warum wählte sie die späte Stunde, warum den abgelegenen Ort? — Der kleine Pavillon lag am äußersten Ende des Parks, wohl eine Viertelstunde vom Schlosse entfernt. Nun, auch darüber grübelte ich nicht weiter; sie wird ihre Gründe haben, dachte ich, und ritt hin. Das Häuschen war erleuchtet; sie erwartete mich bereits. „Sie sind pünktlich, Herr-Graf!" begann sie, und als sie die Lider hob, wich ich erbleichend zurück; ich kannte diesen Blick, das war jener Blick tödtlichen Hasses, mit dem sie dem Baron begegnete.... „Sie werden bleich?" fragte sie lächelnd, aber dieses Lächeln mehrte nur noch mein Grauen. „Der Ritt wird Sie angestrengt haben! Setzen Sie sich; wir wollen behaglich plaudern, mein edler, selbstloser Freund!" — Ich blickte sie fest an. „Was haben Sie nur, Baronin?" fragte ich. — „Sie wissen," erwiderte sie mit demselben furchtbaren Lächeln, „Sie wissen, Graf, daß ich eigentlich kein Recht auf diesen Titel habe. Nennen Sie mich Agnes, diesen Namen kann mir doch mindestens Niemand streitig machen, und Sie haben ja gegründeten Anspruch darauf, mich so nennen zu dürfen!" Und sie lachte hell auf.... Sie ist wahnsinnig geworden, dachte ich, und die Vermuthung war mir wohl vom Gesicht abzulesen, denn sie errieth sie sofort. „Ich bin nie vernünftiger gewesen, als in diesem Augenblicke — ja wohl! ich bin endlich so verständig geworden, wie Sie — und der Baron!" — „Sie sind heute bei kuriosem Humor!" erwiderte ich und suchte möglichst unbefangen dreinzuseh'n. — „Meinen Sie?" war ihre Antwort. „Gefällt Ihnen dieser Humor? Ich gedenke Ihnen heute Abend noch einige Proben davon zu bieten. Aber bitte — nehmen Sie Platz!" — Ich setzte mich und sprang im nächsten Momente wieder empor; von der Landstraße her, an die der Park stieß, klang flüchtiger Hufschlag und kam immer näher. „Ein Reiter!" murmelte ich befremdet, „er hält am Gartenthor!" — „Endlich!" schrie sie auf. — „Sie wissen, wer da kommt?" — „Ja wohl, mein edler Freund, es ist der Baron Thernstein!" — „Friedrich?!" rief ich, „Sie haben ihn hierher bestellt?" — „Ich selbst? Nein! ich habe es nur veranlaßt. Man muß gute Beispiele zu benützen wissen; er hat mich gelehrt, daß es Mittheilungen giebt, welche man am zweckdienlichsten durch seine Diener niederschreiben läßt! Ich habe meiner Zofe diktirt, daß ich Sie hier allabendlich zwischen neun und zehn Uhr zu empfangen pflege...." — „Warum? wozu?" stieß ich hervor; ich war wie betäubt, nicht aus Furcht vor der nahenden Gefahr, denn ich fürchtete den Baron nicht, obgleich ich unbewaffnet war, sondern aus Entsetzen über die Wandlung, welche sich mit diesem Weibe begeben hatte.... „Warum?" erwiderte sie. „Weil ich der Ansicht war, daß es gut thäte, wenn sich jene beiden Ehrenmänner, die sich bisher mit gleicher Bravheit, aus den gleichen Motiven, aber in verschiedener Art meiner angenommen haben, nun vielleicht unter einander verständigen würden! Denn ich gönne Ihnen den Herrn Baron, und Sie, Herr Graf, gönne ich ihm — aus ganzem Herzen!" — „Rasende!" rief ich; da klopfte es heftig an die Thüre.... „Ja," flüsterte sie heiser, — „ich rase — endlich! endlich! — Das ist Euer Beider Verdienst, Ihr Braven!" Der Baron polterte noch immer an der Thüre, er hielt sie wohl für verschlossen und vergaß in seiner Wuth, auf die Klinke zu drücken.

Endlich stürzte er herein, vom Koth der Straße besudelt, todtenbleich, das Antlitz verzerrt von wildem Grimm. „Also doch!" knirschte er. „Geh'," schrie er ihr zu, „geh', mit Dir red' ich später!" — Sie richtete sich hoch auf. „Warum erst später, Herr Baron?" fragte sie. „Was Sie mir zu sagen haben, bedarf ja nicht erst langer Ueberlegung! Werfen Sie es mir doch vor diesem Manne in's Gesicht, daß Ihre legitime Gattin jene Pflichten verletzt hat, deren Erfüllung sie Ihnen zugeschworen hat! Denn Ihre königliche Hoheit, die Prinzeß Beatrix...." — „Schweig'!" stöhnte er, „um Gottes Barmherzigkeit willen, schweig', Du richtest auch Dich selbst zu Grunde!" — Sie schüttelte das Haupt. „Das haben Andere so gründlich gethan," erwiderte sie, „daß mir kaum noch etwas zu thun übrig bleibt! Der Baron Thernstein hat das Werk begonnen, der Graf Thernstein hat es vollendet — wem das größere Verdienst dabei gebührt, ist eine schwierige Frage, deren Lösung ich Ihnen Beiden überlasse. Ich will die Herren nicht weiter stören. Leben Sie wohl! — ich bin neugierig, welchen von Ihnen ich noch später begrüßen darf!" Sie nickte mir zu, verbeugte sich dann gegen ihn und schritt langsam an dem Reglosen vorüber, zur Thüre hinaus. Ich hätte ihr folgen können, aber ich blieb natürlich. Es dauerte lange, bis wieder Leben in ihn kam, und als er endlich den Blick erhob, da erkannte ich; wenn er auch in der Absicht gekommen war, mich zu tödten, nun wünschte er wohl gleich heftig, selbst zu sterben.

Und darnach handelte er. Er verriegelte die Thür und zog aus der Gurttasche seines Reiterrockes zwei kleine doppelläufige Pistolen hervor, die eine Waffe war geladen, die andere lud er vor meinen Augen. Dann zog er sein Notizbuch hervor, riß ein Blatt Papier heraus und schrieb einige Zeilen. „Lesen Sie!" sagte er und reichte mir das Blatt. „Ich erkläre hiermit," stand darauf geschrieben, „daß ich mir aus Gründen, die mit mir begraben sein mögen, selbst den Tod gegeben habe. Friedrich von Thernstein." — „Sie werden nun dieselbe Erklärung schreiben," sagte er, „und dann treten Sie an die rechte Seite des Tisches, ich an die linke; es ist zwei Minuten vor halb Zehn; mit dem Schlage jener Wanduhr dort drüben drücken wir Beide los!" Ich hatte mich gefaßt. „Ich werde weder schreiben, noch schießen," erklärte ich. — „Warum, elender Feigling?!" schrie er. — „Aus verschiedenen Gründen!" erwiderte ich kaltblütig. „Ich will nicht betonen, daß Ihr Recht auf die Dame, welche eben diesen Raum verlassen hat, ein sehr fragliches ist. Aber erstlich ist ein Duell keine formlose Schlächterei unter vier Augen und zweitens darf man sich nur mit einem Gentleman schlagen. Wer mit Hilfe seines Kammerdieners eine feige, niederträchtige Intrigue angezettelt, ist kein Gentleman! Und damit — Adieu, Herr Baron!" Ich schritt an ihm vorbei, zur Thüre. „Halt!" schrie er, sinnlos vor Wuth, und ergriff eine der Pistolen, die vor ihm lagen. „Du wirst schreiben, Bursche, oder ich schieße Dich nieder!" — „Ich thue es nicht," erwiderte ich und legte die Hand auf den Riegel. Da drückte er los, die Kugel schlug dicht an meinem Ohr in's Gebälk der Thüre. Blitzschnell wandte ich mich um, sprang auf den Tisch zu und ergriff die andere Pistole. „Wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist," schrie ich, werfen Sie die Waffe fort!" Er lachte gellend auf, richtete — er stand etwa fünf Schritte von mir entfernt — den Lauf gegen meine Brust und legte den Finger an den Drücker. Im nächsten Athemzuge hatte ich ihn in's Herz getroffen...."

(Fortsetzung folgt.)

Medicinen oder — Schnäpse?

In neuester Zeit sind hierzulande die „Nervenstärkungsmittel" oder „Tonics" sowie die „Bitters" auffallend stark in Mode gekommen und gehen unter einer Menge verschiedener Namen reißend ab. Man könnte dies einfach damit in Zusammenhang bringen, daß in Amerika bei beiden Geschlechtern Nervosität und Verdauungsbeschwerden sehr zu Hause sind, — diese Erklärung wäre aber nicht vollständig. Es ist ein sehr bezeichnender Umstand, daß die Herstellung und der Verkauf solcher „medicinischer" Getränke notorisch in demselben Maße und zur selben Zeit sich verbreitet hat, wie die Bewegung gegen die „Saluhns" und zu Gunsten der Prohibition geistiger Getränke, und daß die Nachfrage nach solchen Tränklein hauptsächlich von den die Prohibitionsbewegung unterstützenden „echten Amerikanern" kommt. Warum das so ist, darüber geht uns sofort ein Licht auf, wenn wir die Zusammensetzung dieser „Medicinen" betrachten.

Dr. Bennett F. Davenport von Massachusetts hat vor noch nicht langer Zeit eine große Anzahl dieser Präparate einer Analyse unterworfen und hat über das Resultat einen officiellen Bericht erstattet, welcher Alles, was schon früher von bösen Zungen über das eine oder andere dieser Heiltränklein gesagt worden ist, nämlich daß sie nur sozusagen maskirte Schnäpse starker Qualität sind, umfassend bestätigt.

Er fand, daß 11 der beliebtesten „Tonics" 7 bis 41 Procent Alcohol enthalten, und durchschnittlich bei allen „Tonics" 25 Procent bloßer Alcohol sind. 37 Sorten Bitters, welche er untersuchte, enthalten ungefähr den gleichen Procentsatz Alcohol.

Hören wir nun, welches Urtheil ein englisches Blatt, die „New York Sun", über den Befund fällt. Sie sagt wörtlich:

„Wir wollen keine Betrachtungen über die Güte dieser Präparate an sich anstellen; denn ohne Zweifel sind sie im Allgemeinen in ihrer Art recht gut. Wir möchten nur darauf hinweisen, wie viele Leute ihre Nachbarn und sogar sich selbst betrügen, indem sie diese alkoholischen Reizmittel trinken. Diese Leute geben vor, und glauben manchmal wirklich, daß sie ein leuchtendes Beispiel geben, indem sie die Regel "touch not, taste not" streng befolgten, — und doch sind sie dem Laster, das sie an Andern verdammen, thatsächlich ergeben, und häufig noch dazu in der schlimmsten Form, in derjenigen des „stillen Suffs."

„Die Masse der Personen, welche offen trinken, genießt Malzgetränke, und in diesen befinden sich nur 4 bis 8 Procent Alcohol (manchmal sogar kaum 3 Procent.) Aber diejenigen, welche „Tonics" und „Bitters" trinken, werden von einem Procentsatz feurigen distillirten Schnapses aufgeregt, welcher im Durchschnitt ein Viertel und häufig die Hälfte der Mixtur beträgt! Jedesmal, wenn sie zur Flasche greifen, nehmen sie thatsächlich einen „Cocktail," — und doch entsetzen sie sich über den Anblick von Leuten, welche in einen Biergarten gehen, und schreien, daß der „Saluhn" mit allen politischen und religiösen Waffen bekämpft werden müsse. Das Laster der Trunksucht wird sicherlich mehr durch heimliches Einzel-Trinken erzeugt, als auf jede andere Art. Das kann gar keine Frage sein.... Das Verfahren eines Mannes, welcher an einem Schanktisch oder in einen Garten Lagerbier trinkt, ist im Vergleich hierzu harmlos und lobenswerth."

Wir fügen noch hinzu, daß eine Menge sogenannter Patentmedicinen gerade dadurch ihre Beliebtheit und ihren starken Verkauf erlangen, daß sie einen großen Procentsatz Alcohol enthalten. Welche Veranlassung das genannte Blatt haben mag, gerade jetzt auf diese Dinge aufmerksam zu machen und dem „biertrinkenden" Publikum zu schmeicheln, bleibe dahingestellt; die wissenschaftlich erhärteten Thatsachen und die Folgerungen, welche sich daran knüpfen, verlieren dadurch keinesfalls an Bedeutung.

Ein Verbrechenscensus.

Schon öfter hat man allgemeine Betrachtungen darüber angestellt, ob die Zahl der Verbrechen zu- oder abnehme, und gewöhnlich entschied der philosophische Standpunkt des Untersuchenden, also eine vorgefaßte Meinung über das Schlechterwerden und Besserwerden der Menschheit, ob er zum ersteren Resultat oder zum letzteren gelangte. Viel vernünftiger ist es, eine solche Frage erst in jedem einzelnen Lande besonders zu studiren und zu beantworten; nur so gelangt man schließlich zu einer zuverlässigen allgemeinen Auskunft. Hinsichtlich der Ver. Staaten hat soeben Hr. E. H. Wines in einer Abhandlung diese Frage gründlich zu erörtern gesucht. Herr Wines hat fast sein ganzes Leben mit dem Studium des Verbrechens und seiner Bestrafung zugebracht; seine Angaben sind daher trotz aller in den Verhältnissen liegenden Mängel entschieden werthvoll.

Hr. Wines gelangt zu dem Schlusse, daß in den letzten 20 Jahren die Verbrechen in unserem Lande sich vermehrt hätten, und zwar um mehr als ein Drittel. Zum Theil ist diese Zunahme allerdings auf die sorgfältigere und zweckmäßigere Registrirung der Fälle zurückzuführen, ist also keine wirkliche Zunahme. Dennoch ist es nicht zweifelhaft, daß die Zahl der Verbrechen in den Ver. Staaten im Ganzen gestiegen ist; das Wachsthum der „Gefängnißbevölkerung" seit 1830 beweist dies schon. Und es ist bemerkenswerth, sagt der Amerikaner Wines, daß diese Zunahme sich viel mehr aus den eingeborenen, als aus den ausländischen Elementen rekrutirt.

Die eingeborenen Weißen sind mehr zu Verbrechen aus Interesse, die ausländisch geborenen im Allgemeinen zu Verbrechen aus Leidenschaft geneigt. Eine Ausnahme machen jedoch die Engländer, Schotten und Canadier, bei denen ebenfalls die ersteren Verbrechen vorwiegen. Unter den ausländisch Geborenen, welche hauptsächlich Verbrechen aus Leidenschaft begehen, nehmen den ersten Rang die Italiener ein; dann folgen: Spanier, Russen, Schweizer, Südamerikaner, Holländer und Irländer, in der hier angeführten Reihenfolge. Wie man sieht, sind die Irländer nicht so schlimm, wie Viele glauben. Erst nach den Irländern kommen die Deutschen. Die eingeborenen Weißen — also die „echten Amerikaner" — liefern die wenigsten „Unordnungsverbrechen" und den größten Procentsatz wirklicher Immoralität, sagt Hr. Wines.

Unter den Farbigen kommen auf eine Million 2480, unter den Weißen 964 Gefängnißinsassen.

Wie man sieht, sind die Wines'schen Untersuchungen nicht blos hinsichtlich der Verbrechenszunahme, sondern mehr noch in anderen Punkten sehr interessant. Unsere nativistischen Fremdenhasser könten Etwas daraus lernen!

Eine Nichte des Commandanten der amerikanischen Streitkräfte bei Bunker Hill lebt noch jetzt in Cortland, N. Y. Sie heißt Frau Sarah Rockwood, hat schon beinahe 103 Jahre auf dem Rücken, erfreut sich aber noch erstaunlicher Gesundheit.

— Aus Paris wird folgendes reizende Geschichtchen erzählt, welches einen herrlichen Beweis von der dort herrschenden Spionitis erbringt: In der Rue du Faubourg Montmartre wohnt eine galante Dame, die einen ebenso galanten Ritter hat, den sie nicht nur unterhält, sondern auch bei sich in der ihr gehörenden Wohnung beherbergt. In einer der jüngsten Nächte nun hörten patrouillirende Polizisten in diesem Hause Lärm und weibliche Hilferufe, worauf sie sich anschickten, in das Haus einzudringen. Auf der Treppe kam ihnen aber schon besagter Ritter entgegen und erzählte ihnen folgendes: „Er habe eine Geliebte, die Preußin sei und sich, wie er erst jetzt entdeckt habe, mit — Spionage beschäftige. Hierüber empört, wollte er sie hinauswerfen, sie aber weigere sich, die Wohnung zu verlassen, er bäte nun die Polizei, die unwürdige Spionin zu verhaften." Eine preußische Spionin— welch herrlicher Fang! Die Polizisten ergriffen das Mädchen und schleppten sie trotz alles Sträubens auf das Polizeibureau, wo der Zuhälter seine Aussage wiederholte. Das Mädchen freilich stellte die Sache anders dar: der brave Mann habe sie geprügelt, weil sie ihm nicht genug Geld gebe und ihm überhaupt ihre Wohnung verbieten wolle. Wer wird aber einer preußischen Spionin glauben! Man sperrte sie ruhig ein und beglückwünschte den Denuncianten ob seines Patriotismus. Nach 24 Stunden stellte sich aber heraus, daß das Mädchen doch recht hatte, und man setzte es in Freiheit. In der Wohnung angekommen, fand aber die Unglückliche alles ausgeräumt und verwüstet, ihre Ersparnisse von 2500 Fr. aber gestohlen — und von dem sauberen Burschen keine Spur. Man kann sich die langen Gesichter der Polizisten vorstellen, die jetzt erst dahinter kamen, daß sie in ihrer Verbohrtheit einen Diebstahl möglich gemacht und erleichtert hatten.

— Wer in Belgien spielt und verliert, darf sich damit trösten, daß seine Goldstücke, wenn auch nicht die staatlichen, so doch die städtischen Kassen füllen helfen. Das Gesetz verbietet und bestraft das Spiel. Trotzdem befinden sich in allen größeren Städten des Landes Spielclubs, in welchen die höchsten Beamten, die Officiere, die Volksvertreter, die Finanzmänner und Großindustriellen ganz ungenirt ihrer Spielwuth fröhnen. Von diesen Zuständen mag nur die eine Thatsache einen Begriff geben, daß ein bekannter Großindustrieller des Hennegaus, der zugleich Deputirter ist, im feinsten Brüsseler Spielclub im Hazardspiel in einer Nacht eine Million Francs verloren hat. Diesem Vorgange der oberen Klassen folgen natürlich die unteren Schichten, und es giebt nur wenige Ausschankstellen, in denen nicht dem Spiele gefröhnt wird. Trotz des gesetzlichen Verbotes wird in den belgischen Badestädten ganz dreist öffentlich gespielt; die Gemeinde-Verwaltungen in Ostende und Spaa versteigern sogar die Spielsäle öffentlich und schlagen sie dem Meistbietenden zu. Diesem unwürdigen Treiben setzen die Enthüllungen des Brüsseler Patriote die Krone auf. Derselbe berichtet unter Angabe von Personalverhältnissen und Zahlen, daß die Stadtverwaltung des Bades Ostende mit dortigen Spielpächtern unter einer Decke steckt, daß sie die Spielreglements genehmigt und von dem erzielten Spielgewinne einen ansehnlichen Antheil für die Stadtkasse bezieht. Die Stadt hat die Spielconcession für den Privatclub im Cursaale an zwei Franzosen, welche schon mit der französischen Justiz in Berührung gekommen sind, für 80,000 Francs für die jetzige Saison verpachtet; ein dritter Franzose beutet gegen Zahlung von 16,000 Francs an die Stadtcasse die Spiele in der „Salle Musin" aus; diese drei Franzosen haben für sich bis heute 700,000 Francs als Reingewinn in die Tasche gesteckt; der Gewinnantheil der Stadt beziffert sich auf 200,000 Francs. Im Privatclub des Cursaales, bei dessen Spielen auch „die Damen der ausländischen Colonie" zugelassen werden, geht es schrecklich zu. Summen bis 100,000 Francs liegen auf dem Spieltische, die Halbwelt wie die feine Damenwelt spielt mit Leidenschaft. Neben den „amtlich concessionirten" Spielsälen gibt es noch einundzwanzig öffentliche Spielhöllen in Ostende. Das sind die Zustände, die ein clericales Blatt enthüllt.

— Zur Frage der Entwaldungen in Deutschland liefert die „Deutsche Buchdr.-Ztg." folgenden interessanten Beitrag: „An Papier werden jährlich in Europa gegen 34½ Millionen Centner produzirt, wozu jedoch nur 22 Millionen Centner Lumpen verwendet werden, während die Differenz also 12½ Millionen Centner, durch Surrogate ergänzt wird. Eines der hauptsächlichsten Surrogate des Papieres ist eine auf mechanischem Wege hergestellte, also geschliffene Holzmasse, deren jährliche Produktion auf 300 Millionen, die der chemisch gewonnenen Holzmasse (Cellulose) dagegen auf 50 Millionen Kilo angelangt ist. Stroh und Esparto werden an 280 Millionen Kilo, sowie endlich 120 Millionen Kilo mineralische Stoffe jährlich zu Papier verarbeitet, so daß es nicht selten ist, Papiere zu finden, welche aus 80 pCt. Holzmasse und 20 pCt. mineralischen Stoffen zusammengesetzt sind. Von allen Ländern produzirt und exportirt Deutschland das meiste Papier, und zwar ist seine Ueberlegenheit besonders in der Herstellung von Holzstoff-Papieren, sowie chemisch präparirten Holzfasern (Cellulose) zu finden. Es werden in Deutschland jährlich in einigen sechzig Fabriken über 600,000 Kubikmeter Holz zu Papier verarbeitet, wozu 7 Hektare Waldungen geschlagen werden müssen." Demnach sind schließlich die vielen Zeitungen, Zeitschriften und billigen Unterhaltungsbücher an der Entwaldung größtentheils Schuld.

— Nachstehender, dem „Ges." berichteter Fall beweist, daß das Pferd außer seinem allgemein bekannten Verstand auch eine außerordentliche Gedächtnißkraft besitzt. Vor ungefähr 5 Jahren verkaufte ein Besitzer aus der Gegend von Löbau ein von ihm selbst erzogenes, 6 Jahre altes Pferd an einen weit von hier wohnenden Händler. Auf dem letzten Markt in Jablonowo kaufte nun der Besitzer ein Pferd, in welchem er sofort das vor 5 Jahren verkaufte wiedererkannte. Als er mit dem Thier auf seinen Hof kam, wieherte dasselbe freudig los; hierdurch aufmerksam gemacht, zäumte er es ab, um sich zu überzeugen, was es beginnen werde; das Pferd ging ohne alles Bedenken in den Stall und zwar auf denselben Platz, auf dem es früher gestanden hatte. Trotz der Länge der Zeit hatte das Thier sein früheres Heim sofort wiedererkannt.

— Kinderpolitik. Die kleine Ida befindet sich mit ihrer Großmutter allein im Zimmer. Muthwillig springt sie hin und her, fällt nieder, weint aber nicht, obwohl sie sich wehe gethan. Ida's Mutter, die den Lärm, aber das Kind nicht weinen gehört, und sich daher in ihrer Beschäftigung nicht stören ließ, tritt nach einer Viertelstunde in's Zimmer. Da fängt die Kleine an, bitterlich zu weinen und zu klagen. „Aber Ida," sagt die Mutter, „weshalb weinst Du denn auf einmal so?" — „Was hätt's geholfen, wenn ich vorhin geweint hätte," antwortet die Kleine, „die Großmama ist ja taub, — die hätt' mich doch nicht gehört!"

Das Kennzeichen.

„Ob unerhörter Missethat
Feldhauptmann, komm' ich klagen!
Verschleppt mein Vieh! — Zarstampft die Saat!
Ich obendrein geschlagen!
Den rothen Hahn hat Deine Schaar
Gepflanzt auf meine Scheuer —
Wo gestern ein Gehöfte war,
Raucht heut' ein wüst Gemäuer.

„Sie stahlen, was die Truhe barg,
Bis auf den letzten Heller,
Und hausten auf dem Boden arg,
Doch ärger noch im Keller.
Sie gossen über'n Tisch den Trank,
Und johlten wie von Sinnen,
Und ließen mir zum Schluß als Dank
Das große Stückfaß rinnen.

„Schaff' mir zurück—ich fass' Dein Knie!
Ein Zehntel jener Beute!
Mein Gold, mein Korn, mein Wein, mein Vieh!
Straf' grimmig Deine Leute!
Geprügelt ward ich überdies
Zu bloßem Zeitvertreibe —
Die Horde mir nichts weiter ließ,
Als blos den Rock am Leibe!" —

Der Hauptmann schnurrbartstreichend spricht:
„Ich könnte mit Dir weinen.
Doch glaub' mir, sicher waren nicht
Die Leute von den Meinen;
Die schonen weder Kind, noch Weib,
Bei denen gilt kein Spaßen —
Die hätten Dir den Rock am Leib
Auf keinen Fall gelassen!"

Armin Friedmann.

Aphorismen.

— Merkwürdig, daß das Unglück nie ganz erwartet kommt!

— Der Mensch sucht in den meisten Sachen mehr Sinn und Gedanken als nöthig.

— „Das Leben ist ein Trauerspiel" hört man oft sagen, aber immer nur von traurigen Menschen.

— Die Masse darfst Du nie vom Guten fordern,
Wo Breite ist, wird selten Tiefe sein!

— Der Minister des Innern unter der Regierung Ludwigs XVIII. von Frankreich, Herr von Corbières, war aus niederem Stand gebürtig und hatte nach der Restauration der Bourbons bis zu diesem hohen Posten sich emporgearbeitet. Aus diesem Grunde passirte es ihm oftmals, daß er Fehler über Fehler gegen die „Etikette" beging, was den König wie den Hof häufig zum Lachen veranlaßte, umsomehr, als Corbières' schlagfertiger, gesunder Witz ihn niemals dabei im Stiche ließ.—So eines Tages, als er, wie die „Dt. Romanztg." erzählt, Ludwig XVIII. wichtige Pläne zur Besprechung vorlegte, und im Eifer für den Gegenstand die Schnupftabaksdose aus der Tasche zog, eine Prise daraus nahm, die Dose dann auf den Tisch mitten unter die Papiere stellte, und bald darauf auch noch sein Taschentuch daneben legte! Die groben Verstöße gegen alles Hof-Ceremoniell waren dem Könige denn doch zu stark und mit gekränkter Würde sprach er deshalb zu dem unbefangenen Staatsmann: „Sie scheinen Ihre Taschen zu leeren, Herr von Corbières!" Aber Corbières, der Mann aus dem Volke, wußte sich zu helfen. „Das ist kein Fehler eines Ministers, Sire!" antwortete er sofort. „Es würde mir weit unangenehmer sein, wenn Ew. Majestät mich beschuldigten, daß ich sie — füllte!"

— (Der Baier aus Sachsen.) Als vor einigen Wochen die kürzlich zur Erprobung der neuen Sattelmodelle von Metz abgegangene Reiterabtheilung in Freiburg i. B. Halt machte, saßen zwei Herren aus Altbaiern in einer Wirthschaft. Da ging zufällig ein baierischer Chevaurlegers-Unteroffizier vorbei. Angeheimelt von der vaterländischen Uniform, sprang einer der Herren auf und rief: „He Landsmann — warten's — Sie trinken's doch a Glasl Wein mit uns. Oberkellner, schnell a Flaschen Markgräfler und drei Gläser!" Und bevor der Reitersmann nur zu Wort kommen konnte, wurde er genöthigt, an den Tisch zu sitzen und mit seinen Landsleuten anzustoßen. „Na, wie schmeckt Ihnen der?" fragte schmunzelnd einer der Herren. „O, der schmeckt Sie sehr scheene, mein kutestes Herrchen." — Tableau! — „Nach Ihrer Sprach da san's aber wohl koan Oltboar net?" — „Ach nee, härense, sehense, ich bin Sie im Gegentheil von Berne bei Dräsen. Aber schon seit fünf Jahren diene ich bei die baierischen Schwalangscheers in Saargemünd. Sprach's und trank dann mit Behagen auf das Wohl der freundlichen Spender. Diese sollen sich aber auf den Fall hin verschworen haben, sich künftig jeweils erst den Taufschein vorlegen zu lassen, bevor sie wieder einem „Landsmann" eine Flasche bezahlen.

— Bettlerübermuth. „So, Frau, da haben Sie das Weihnachtsgeschenk, ein wollenes Tuch; gefällt es Ihnen nicht, weil Sie es mit einer so verdrießlichen Miene betrachten?" — „Nun, das Tuch ist ganz hübsch, aber ich mein', ich hätt' in einem Hause, in dem ich jetzt 3 Jahr lang hintereinander jeden Tag das Mittagessen bekomme, ein besseres Christkindl verdient!"

— Guter Rath. Herr v. M. hält sich für einen vorzüglichen Maler. Jüngst erzählte er dem alten Major v. G.: „Wissen Sie, ich beabsichtige, diesen Saal jetzt übertünchen zu lassen und dann sofort mit mythologischen Figuren zu bemalen." — „Ich würde Ihnen rathen", antwortet dieser, „den Saal erst bemalen und dann übertünchen zu lassen."

— Im Manöver. — Lieutenant Müller liegt mit seinem Zuge im Schützengraben und „pulvert" eine Salve nach der anderen in die Luft. Da kommt ein „Schiedsrichter", sprengt mit verhängten Zügeln auf ihn zu: „Zum Teufel, Herr Lieutenant, worauf schießen Sie denn eigentlich?"—„Auf Befehl des Herrn Hauptmann!"

— Wohlthätige Wirkung. Man sollte doch gar nicht glauben, wie sehr die Ehe den Menschen zu seinem Vortheil verändert. Da sieh' Dir den Huber z. B. an! Was war der früher für ein Duckmäuser! Keinen Fuß setzte er in's Wirthshaus. Und jetzt ist er so lebenslustig, daß er immer—als der Letzte nach Hause geht!

— Getheilter Schmerz, halber Schmerz. Gast: Aber Marie, ich warte jetzt schon eine halbe Stunde auf mein Essen. Kellnerin: Trösten Sie sich doch mit mir, ich muß ja auch eben so lange warten, bis ich es Ihnen serviren kann.

— Auch das noch. Hauptmann: „Wie der Kerl aussieht! Mütze und Halsbinde schief, Knöpfe nicht geputzt, Stiefel nicht geputzt! Wie heißen Sie?" —Rekrut: „Meyer!" — Hauptmann: „Auch das noch! Feldwebel, schreiben Sie den Kerl auf — 24 Stunden Mittelarrest!"

— Zweifelhaft. Welches Geschäft hat denn dein Verlobter? — Er ist Brenner. — Wie reizend! Spiritus, Kohlen, Kaffee oder Durch?

— Zur Warnung. — Wann ist ein Barbier am gefährlichsten? — Wenn er Gesichter schneidet.